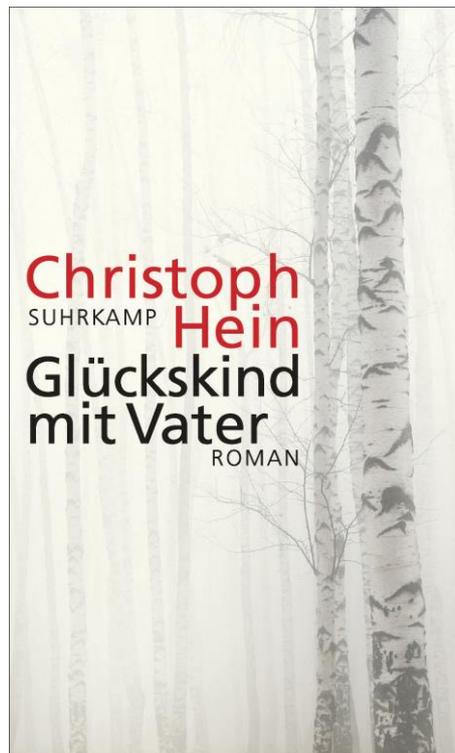


Leseprobe

**Christoph Hein**  
***Glücksvater mit Kind***  
***Roman***

Suhrkamp Verlag, Berlin 2016  
ISBN 978-3-518-42517-6

S. 41-48 & 85-89 & 286-290



aller Kraft mehrmals herunterdrücken musste, ehe endlich das Wasser floss. Eine ganze Woche lang hatte es in der ganzen Stadt kein Wasser gegeben, und jeder hatte sich Tag für Tag mit Eimern und Kannen an einer der beiden Pumpen aufzustellen, und obwohl überraschend schnell wieder Wasser durch die Leitungen floß, bildeten sich immer noch Schlangen an den Pumpen, denn bei einigen Häusern hatten Bomben und Blindgänger die Zuleitungen zerstört, und es konnte Wochen dauern, ehe diese repariert waren. Allerdings war nur die Pumpe hinter der Kirche dicht umlagert, und nur dort gab es gelegentlich Streit und wurde mit Bleheimern um die besseren Plätze gekämpft. Vor der Pumpe auf dem Rathausplatz standen wenige Leute an und Streit gab es dort nie. Die Militärverwaltung in den Amtsstuben, die vor dem Rathaus patrouillierenden, bewaffneten Soldaten mit mongolisch wirkenden, regungslosen Gesichtern ließen es angeraten sein, sich auf diesem Platz möglichst unauffällig zu verhalten oder ihn nach Möglichkeit zu meiden. Allein alte Frauen und Männer sah man dort, sehr alte Frauen und Männer, ver mummt in derart abgetragene Kleidung, als hätten sie sich für den Gang auf den Rathausplatz extra kostümiert, und wahrscheinlich hatten sie sich besonders ärmlich angezogen, um keinesfalls aufzufallen. Die jungen Frauen blieben daheim und ließen sich nie auf der Straße sehen, am Tage nicht und in der Nacht schon gar nicht, zumal es eine Sperrstunde gab, die ein jeder akkurat beachtete. Die jüngeren Männer vermieden es, den Besatzungssoldaten unter die Augen zu kommen. Zu viele Gerüchte hatten die Runde gemacht, der und jener soll verschwunden sein, anderen habe man die Wohnung geplündert und einigen, zumal den jüngeren Frauen, sei noch viel Schlimmeres zugestoßen.

Mutter drückte sich sehr unklar aus, und wenn ich nachfragte, sagte sie nur, es war alles schlimm genug, daran erinnere sich keiner gern. Alle, meinte sie, waren damals verängstigt und fürchteten das Kommende. Und das änderte sich auch nicht, als Deutschland kapitulierte. Die Russen behandelten uns nach dem achten Mai wie in den zwei Wochen zuvor, wir waren Feinde für sie, und sie für uns. Keiner traute dem anderen über den Weg. Sie fürchteten Anschläge von verrückten Anhängern der Nazis, von den Werwölfen, einer Organisation von fanatischen Hitlerjungen, die der Bruder von Vaters bewundertem Freund, dem Gebhard Himmler, ein Jahr zuvor gegründet hatte und die noch nach der Kapitulation gegen die siegreichen Armeen der Alliierten kämpfte. Ich glaube, für die russischen Soldaten, für die Rote Armee war jeder Deutsche ein Hitlerist, wie sich der junge Offizier ausgedrückt hatte.

Der Krieg war gottlob überstanden, doch was nun werden sollte, wer über das Land und über ihre Stadt bestimme, was mit den Einwohnern passieren würde und welche Strafen die Russen, die Besatzungsmacht, ihnen allen auferlegen würden, keiner wusste es, und in den tollsten Befürchtungen und schrecklichsten Mutmaßungen schienen sich alle übertreffen zu wollen.

Mutter war zu Ende des Krieges hochschwanger. Als Geburtstermin hatte die Hebamme Ende Mai genannt, aber hinzugefügt, in Kriegszeiten sei auf all ihre Berechnungen wenig zu geben, denn wenn irgendwo in der Stadt eine Bombe einschlage oder Artilleriefeuer zu hören sei, könnten die Wehen plötzlich einsetzen. Mutter möge sich daher auf alles gefasst machen. Damals wohnten meine Eltern am Markt, in einem der schönsten Häuser der Stadt, einer wirklichen Villa mit zwei Stockwerken und

einer prachtvollen Fassade. Ich habe das Haus später nur von außen gesehen, ich war nie hineingekommen, aber ich hörte in meiner Kindheit viele Geschichten über unser früheres Haus.

Am zweiten Mai kam ein russischer Offizier mit zwei Soldaten ins Haus. Er sei noch sehr jung gewesen, wahrscheinlich erst Mitte zwanzig, klein und stämmig, seine Augen waren kaum zu sehen, es waren winzige Schlitze. Er sprach Deutsch, etwas gebrochen und kehlig, aber verständlich. Laut und herrisch verkündete er die Beschlagnahme der Villa und ordnete die sofortige Räumung an. Zwei Stunden, habe er mehrmals wiederholt und zwei Finger in die Höhe gestreckt, um unmissverständlich zu sein. Als unsere Mamsell Mutter aus ihrem Zimmer holte und der Offizier die hochschwängere Frau sah, soll er verlegen und hochrot geworden sein wie ein Schuljunge. Er habe aufgehört herumzubrüllen, sich für die unumgängliche Beschlagnahme sogar entschuldigt. Er bat Mutter, innerhalb von zwei Tagen auszuziehen, das sei ein großes Entgegenkommen seinerseits, mehr könne er für die deutsche Frau nicht tun. Als Mutter in Tränen ausbrach und mit beiden Armen ihren runden Leib umschlang, hätte der Offizier sich zu den Soldaten umgedreht und mit ihnen russisch gesprochen. Die Soldaten seien daraufhin aus dem Haus geeilt, und der Offizier habe sich wieder meiner Mutter zugewandt und ihr sehr höflich erklärt, er werde selbst dafür sorgen, dass sie nicht auf der Straße bleiben müsse. Er fragte sie nach ihrer Familie, Mutter sagte, sie habe ein zweijähriges Kind, einen Mann, der noch nicht aus dem Krieg zurückgekommen sei, und es wohnten noch vier weitere Personen im Haus. Das Personal, hatte Mutter gesagt und dann, da der Offizier sie nicht verstand, hinzugefügt,

es seien Mitglieder der Familie, die seit Jahren bei ihnen wohnen würden und für die sie zu sorgen habe. Der Offizier habe sie misstrauisch oder überrascht angestarrt. Er bat Mutter, dass jemand aus der Familie ihm das Haus mit all seinen Zimmern zeige. Mutter bot ihm an, selbst mit ihm durch das Haus zu gehen, aber das lehnte er ab. Nein, habe er gesagt und dann hinzugefügt: ein Personal, bitte. Der Gärtner sei mit dem Offizier durch das Haus gegangen, sehr langsam, wie er später erzählte, denn in jedem Zimmer habe sich der Russe Notizen gemacht, er habe wohl aufgeschrieben, was für Möbel in jedem Zimmer stehen, denn sämtliche Einrichtungsgegenstände hätten, wie er gleich bei seiner Ankunft der Mamsell erklärt hatte, im Haus zu verbleiben, eine Mitnahme wäre Diebstahl von Militäreigentum und würde entsprechend bestraft werden. Mutter, die Mamsell und die beiden Mädchen wären in ihre Zimmer gegangen und hätten lange Zeit nur geweint und dann unter Tränen angefangen, ihre Sachen durchzuschauen, um die für jede Person des Hauses erlaubten zwei Koffer zu packen und die Bündel mit den Bettdecken herzurichten, wobei Mutter sich von Jule, dem älteren Hausmädchen, helfen ließ.

Der russische Offizier kam am nächsten Vormittag wieder zu ihnen. Er kam allein, um meiner Mutter mitzuteilen, er habe für sie und ihr Kind in der Bergstraße eine Stube mit Küche und Kammer räumen lassen. Er bitte und verlange, dass sie noch heute die Villa räume, er könne nicht warten. Er würde um drei Uhr am Nachmittag nochmals vorbeikommen, um zu überwachen, was sie und ihr Personal aus dem Haus, das nunmehr Eigentum der Sowjetischen Militärverwaltung sei, mitnehmen. Als Mutter fragte, wo die anderen Mitglieder ihrer Familie

unterkämen, habe er sie nur finster angeblickt, nochmals drei Uhr gesagt und sei wortlos hinausgegangen.

Der junge Offizier erschien erst gegen sechs Uhr wieder. Mutter hatte mit der Mamsell, den Mädchen und dem Gärtner in der Villa gewartet. Sie waren ratlos und verwirrt, aber sie wagten es nicht, das Haus allein und entgegen der Aufforderung des Russen zu verlassen, zumal außer dem Gärtner keiner von ihnen wusste, wo er unterkommen könnte.

Der Offizier verlor kein Wort über seine Verspätung. Er kam mit vier Soldaten, begrüßte meine Mutter nicht, sondern starrte sie eindringlich an, ohne ein Wort zu sagen. Als meine Mutter ihn fragte, ob sie ihm etwas anbieten könne, einen Tee oder ein Glas Wasser, blieb er weiter wortlos. Sein Blick war so verachtungsvoll, sagte Mutter, dass ihr fröstelte und sie das Schlimmste erwartete. Sie habe versucht, die unbehagliche Situation aufzulösen, und von der Villa gesprochen, von den Arbeiten, die am Dach dringend zu erledigen wären, leider sei die alte Gewölbedecke des Kellers an mehreren Stellen auszubessern. Der junge Russe schwieg, und nach einer ihr endlos scheinenden Zeit sagte er lediglich: Gerhard Müller. Sie sind die Frau von Gerhard Müller.

Mutter habe es bestätigt, und der Russe habe sie gefragt: Kennen Sie Ihren Mann, diesen Gerhard Müller?

Die Frage schien ihr seltsam und sie habe nur genickt.

Kennen Sie ihn wirklich? Wissen Sie, was er in meiner Heimat und in Polen gemacht hat?

Mutter habe ihm gesagt, dass er von der Front nie etwas erzählte. Er sei in den letzten fünf Jahren sehr selten daheim gewesen, alle halbe Jahre nur und dann auch nur wenige Tage. Er habe sich dann vor allem um seine Fabrik gekümmert und habe mit dem von ihm eingesetzten

Direktor seines Betriebs mehr Zeit als mit ihr verbracht. Von der Front, von dem, was er dort zu tun hatte, habe er zu ihr nie gesprochen. Und sie habe in den letzten Monaten gar nichts mehr von ihm gehört, sie wisse nicht, ob er noch lebe oder ob er in Gefangenschaft geraten sei.

Und das da, das ist sein Kind?, habe er dann gefragt und dabei auf den Bauch meiner Mutter gewiesen. Und als Mutter nickte, sagte er: Ihr Mann, dieser Gerhard Müller, er ist nicht in Kriegsgefangenschaft, wie Sie glauben. Oder wie Sie es mich vielleicht glauben lassen wollen. Diesen Gerhard Müller suchen wir, er kommt vor ein Militärgericht. Ihr Mann ist ein Verbrecher. Ein Kriegsverbrecher. Und er ist einer der schlimmsten. Zeigen Sie mir nun, was Sie aus diesem Haus mitnehmen, Sie und Personal. Und dann gehen Sie. Sie müssen sich selber eine Unterkunft suchen. Die Wohnung, die ich für Sie beschlagnahmen ließ, wurde den Bewohnern zurückgegeben. Ich kann für die Frau von Gerhard Müller keine Wohnung bereitstellen.

Auf alles, was Mutter dann noch von ihm wissen wollte, antwortete er nicht. Immer heftiger forderte er sie und die anderen Hausbewohner auf, ihre Koffer zu öffnen. Mit einem einzigen Wort befahl er den ihn begleitenden Soldaten, sie zu durchsuchen. Aus den Koffern von Mutter und der Mamsell holten sie Briefe heraus, zwei kleine Bündel, das eine mit Gummiband umwickelt und das andere, die Briefe der Mamsell, steckte in einer Pralinschachtel. Mit einer Kopfbewegung befahl er den Soldaten, die Briefe auf den Tisch zu legen. Als Mutter ihn nach dem Grund fragte und ihm sagte, es seien persönliche Briefe, erwiderte er knapp, es dürfen keinerlei Schriftstücke, ob Akten, Papiere oder Briefe, aus diesem Haus entfernt werden. Lediglich ihre persönlichen Doku-

mente, den Passport, hätten sie mitzunehmen. Daraufhin wies er ihnen mit einer Handbewegung die Tür.

Mutters Koffer und das Bettenbündel trug der Gärtner aus dem Haus, packte sie auf die hölzerne Schubkarre, die er vorsorglich vor dem separaten Eingang zum Kohlenkeller abgestellt hatte, und kehrte dann ins Haus zurück, um seine eigenen Habseligkeiten zu holen, während Mutter zu ihrem zweijährigen Sohn im Kinderzimmer ging und mit ihm an der Hand das Haus verließ, in dem sie seit ihrer Eheschließung wohnte und das sie in ihrem Leben nie wieder betreten sollte.

Und dass ich gehen durfte, das verdanke ich allein dir, sagte sie mir, ich verdanke dir mein Leben. Du warst mein Glückskind, Junge, denn da ich mit dir hochschwanger war, wagte der russische Offizier nicht, mich abführen zu lassen. Anderenfalls wäre ich gewiss verhaftet worden, und was dann mit mir passiert wäre, daran wage ich nicht zu denken.

Mutter kam bei ihrer Schwägerin Mechthild unter, der älteren Schwester ihres Mannes, die in ihrem Haus wohnte, aber lediglich die Zimmer des Erdgeschosses nutzen konnte, da in der ersten und zweiten Etage seit acht Wochen Flüchtlinge aus Schlesien lebten, die sie auf Geheiß der Stadtverwaltung hatte aufnehmen müssen. Es dämmerte bereits, als Mutter das Haus der Schwägerin erreichte, ihr von der Beschlagnahme ihres Hauses und ihrer Ausquartierung berichtete und sie um ein Zimmer bat. Mechthild hatte sie bei der Ankunft nicht umarmt und ihr auch nicht die Hand gereicht. Die beiden Frauen waren einander seit dem Tag, da sie sich kennenlernten, von der ersten Sekunde an, in gegenseitiger Abneigung verbunden. Anfangs war es vollkommen unbegründet, beide verhielten sich sehr reserviert zueinander und spür-

ten sofort, dass sie sich wenig zu sagen hatten. Mutter vermutete anfangs, dass ihre künftige Schwägerin auf sie eifersüchtig sei, weil sie ihr den Bruder wegnehme, oder dass die unübersehbare Verachtung daran läge, dass die Eltern von Mechthild und Gerhard zwar zu den reichsten Familien der Stadt gehörten und ihr Vater der größte Arbeitgeber am Ort war, meine Mutter dagegen aus großbürgerlichen Verhältnissen kam. Ihr Vater, ein promovierter Jurist und Gerichtsrat am Reichsgericht in Leipzig unter dem Freiherrn von Seckendorff, sollte am Ende des Ersten Weltkriegs in den Adelsstand erhoben werden, was er als unvereinbar mit seiner demokratischen Gesinnung zurückwies. Aufsehen über das Reichsgericht hinaus erregte er, da er jene Kollegen und Honoratioren, die diese Ehrungen des abdankenden Kaisers entgegennahmen, verachtungsvoll als den »deutschen Bahnhofsadel« kennzeichnete, denn sie hatten den Titel vom abreisenden Monarchen im letzten Moment und gewissermaßen auf dem Bahnsteig empfangen.

Nach der Abdankung Wilhelms II. wurde der Großvater Erster Staatssekretär bei Adam Stegerwald, der nach dem Weltkrieg preußischer Ministerpräsident war, später Reichsverkehrsminister und dann bis zum Beginn der Nazizeit Reichsarbeitsminister. Dieser Großvater war Abgeordneter der Zentrumsparlei, der seine Frau und seine drei Töchter vergötterte und verwöhnte. Mit allergrößtem Misstrauen begegnete er den jungen Männern, die in seinem Haus erschienen und sich um die Hand seiner Töchter bewarben. Als meine Mutter siebzehn Jahre alt war und ihrem Vater den jungen erfolgreichen Geschäftsmann Gerhard Müller vorstellte, der der Besitzer und Chef der Vulcano-Werke in G. war und den sie in den Schweizer Bergen kennengelernt hatte, ließ sich ihr

Im letzten Schuljahr, in der vierten Klasse, wurde ich von drei Männern, die für zwei Tage in unsere Schule gekommen waren und uns beim Sportunterricht beobachteten, zu einem Spezialtraining nach Leipzig eingeladen. Alle Kosten für die Reise und den einwöchigen Aufenthalt übernahm der Staat, und die Schulleitung erlaubte, dass ich eine ganze Woche vom Unterricht befreit wurde. An einem Sonntagnachmittag holte mich ein kleiner Bus von zu Hause ab. Man brachte mich und sechs andere Kinder, die wie ich zehn Jahre alt waren und in benachbarten Städten wohnten, ins Internat der Leipziger Sportschule und unterrichtete uns dort eine Woche lang, neben dem normalen Stundenplan hatten wir an jedem Tag vier zusätzliche Sportstunden. Es war eine Prüfung, wir mussten zeigen, was wir konnten, was in uns steckt, wie die Trainer sagten. Wer den Test bestand, sollte bis zum Abitur an der Sportschule unterrichtet und Leistungssportler werden. Sportschule und Leistungssportler, das hieß für uns, an internationalen Wettbewerben teilzunehmen, ins Ausland zu kommen und irgendwann einmal eine Olympiamedaille zu erringen. Wir würden acht Jahre lang im Internat wohnen und nur am Wochenende zur Familie fahren. Wir sollten ein Taschengeld bekommen, und die ganze Republik wäre auf uns und unsere Leistungen stolz. Nach dem Ende der Sportkarriere würde man dafür sorgen, dass alle einen richtigen und gutbezahlten Beruf bekämen.

In der Leichtathletik war ich nur durchschnittlich, aber beim Geräteturnen gehörte ich zu den Besten, und im Kampfsport war ich unbesiegbar, da war ich bei jedem Kampf der Allerbeste, nicht ein Einziger brachte mich auf die Matte. Mein Trainer, Herr Stessler, ließ mich an zwei Tagen länger in der Halle und zeigte mir, nur mir,

einige Haltegriffe, die er das Immobilisieren des Gegners nannte, und ein paar ungewöhnliche Grundtechniken, die erlaubt waren und nicht als Foul gewertet wurden. Am vorletzten Tag der Prüfungswoche sagte er mir, dass er am Wochenende zu einem Wettkampf fahre und mich am Samstag nicht trainieren könne, doch er sei sicher, dass wir uns wiedersehen würden, und er gab mir die Hand zum Abschied und klopfte mir anerkennend auf die Schulter. Ein paar Stunden später, am Freitagabend, erschien er überraschend im Internat, wir saßen beim Abendbrot im Speisesaal. Er rief mich heraus und ging mit mir in den großen Aufenthaltsraum, in dem sich zu der Zeit kein Schüler aufhielt.

Schade, Konstantin, tut mir leid. Du hast das Zeug zu einem Kämpfer, aber mit uns beiden wird es nichts, sagte er und sah mich bedauernd an.

Ich sah ihn verwirrt an und wusste nichts zu sagen. Dann stotterte ich, dass ich alle Kämpfe gewonnen habe, und fragte, warum er mich plötzlich nicht mehr trainieren wolle.

Ich hätte dich gern unterrichtet, mein Junge, das kannst du mir glauben, aber es geht nicht. Und ich denke, du weißt, warum.

Ich schüttelte heftig den Kopf.

Was war das mit deinem Vater?, fragte er.

Was soll da sein? Er ist schon lange tot. Er ist im Krieg gefallen, ich habe ihn nie gesehen.

Im Krieg gefallen? Wer sagt das?

Das weiß ich von meiner Mutter.

Ach so. Deine Mutter hat dir das erzählt, soso. Tja, dann sprichst du besser mit deiner Mutter darüber. Sag ihr, wir brauchen Jungen und Mädels, die nicht allein gute Athleten sind, sondern die unser Land im Ausland

vertreten können. Botschafter im Trainingsanzug bilden wir aus. Verstehst du? Den Rest lass dir von deiner Mutter erklären. Du kannst morgen noch einmal mitmachen. Am Abend fährst du mit dem Bus nach Hause. Bleib aber dem Kampfsport treu, Junge. Auch wenn du keiner unserer Leistungssportler wirst, denk daran, Sport ist für dein weiteres Leben wichtig.

Er klopfte mir wieder auf die Schulter und verließ das Internat. Ich ging in den Speisesaal zurück, nahm mir einen Teller mit Rohkost und versuchte zu essen, aber ich hatte keinen Hunger und stellte ihn zurück.

Hat dir Herr Stessler gesagt, dass du aufgenommen wirst, fragte Max, der auch Kampfsport machte und sehr gut war. Ich hatte mich mit ihm angefreundet.

Nein. Und ich glaube nicht, dass ich es geschafft habe.

Da kannst du sicher sein. Wollen wir wetten? Und wenn die hier auch nur einen nehmen, Konstantin, dann bist du das.

Ich glaube nicht. Ich wette, dass sie dich nehmen.

Daheim angekommen, erzählte ich alles meiner Mutter, und sie sagte nur, Vater sei bei den Nazis ein hoher Offizier gewesen, und das sei heute nicht mehr geschätzt. Die Kinder der Offiziere, die bei der Wehrmacht waren, dürften kein Abitur machen, und sie hätte es sich schon gedacht, dass ich nicht auf die Sportschule komme. Ich solle aber froh sein, denn in einem Internat zu leben, das mag für eine Woche spaßig sein, aber auf Dauer sei man nirgends einsamer als in einem Schülerheim. Sie habe es als Zwölfjährige erlebt, da kam sie für vier Jahre in ein Mädchenpensionat in der Schweiz, und so etwas wünsche sie eigentlich keinem. Und ich habe ihr damals geglaubt und mich zufriedengegeben, und ich habe ihr nicht geglaubt und wollte dennoch nicht nachfragen und nach-

forschen. Ich hatte gehofft, dass dieses Unheil wie eine dunkle Wolke irgendwann sich auflösen und verschwinden würde und mich nicht weiter verfolgt und ängstigt und alles zerstört, was ich für mich erhoffte.

Allein auf dem Schulklo sitzend, begriff ich, dass dieser Schrecken mit meinem Vater zu tun hatte. Er war das Pech meines Lebens und er klebte lebenslang an mir wie Pech.

Als ich ins Klassenzimmer zurückkam, sah mich die Lehrerin fragend an und erkundigte sich, ob mit mir alles in Ordnung sei. Ich nickte. Die ganze Klasse schaute in diesem Moment zu mir. Ich hätte sie am liebsten angeschrien: Ich weiß, was ihr denkt. Ich weiß, warum ihr mich anglotzt. Ja, ich bin der Sohn eines Kriegsverbrechers. Ja, ich bin der Sohn eines aufgehängten Verbrechers. Ja, mein Vater ist einer dieser schlimmen SS-Offiziere.

Statt die ganze Klasse und die Lehrerin anzuschreien, ging ich zu meiner Bank, setzte mich, hielt den Kopf gesenkt und wollte mich vor aller Welt verstecken. Verstecken, verschwinden. In einem Mauselloch leben. Verborgen sein. Unsichtbar.

Gunthard und ich sprachen eine ganze Woche nicht miteinander, nicht, wenn wir mit Mutter zusammen waren, und auch nicht, wenn wir allein in unserem gemeinsamen Zimmer saßen. Bei den Mahlzeiten redete nur Mutter, wir antworteten einsilbig. Mutter bemühte sich, unsere düstere Stimmung zu vertreiben, aber ich glaube, sie verstand unsere Schweigsamkeit.

Eine Woche nach Mutters Eröffnungen sagte Gunthard, während er seinen Schulranzen packte, beiläufig zu mir: Du musst nicht alles glauben, was Mutter über unseren Vater sagt. Die Ehe unserer Eltern war nie gut.

Onkel Richard hat mir geschrieben, dass die beiden sich schon zwei, drei Monate nach ihrer Hochzeit nicht mehr verstanden haben und sich immerzu krachten. Und das zweite Kind, also dich, wollte Mutter auf keinen Fall bekommen. Mutter hätte mit ihm überhaupt nicht mehr gesprochen, als sie wieder schwanger war. Sie habe versucht, Vater bei seiner eigenen Familie anzuschwärzen und zu verleumden, und genau das betreibe sie jetzt mit uns beiden.

Zeigst du mir den Brief?, fragte ich.

Bitte, sagte er und holte einen Brief aus der stets sorgsam verschlossenen Schublade seines Schreibtischs.

Ich kann dir auch ein Foto von Vater zeigen. Das hat mir der Onkel geschickt, als ich ihm schrieb, dass Mutter kein einziges Foto von ihm besitzt.

Oh, bitte, ja. Zeig es mir.

Er kramte längere Zeit in seiner Schublade, dann holte er ein postkartengroßes Foto mit gezacktem Rand hervor und gab es mir. Der Mann auf dem Foto, mein Vater, stand vor einem Flugzeug. Eine Hand lag auf dem Handlauf einer kleinen Gangway, die andere Hand war in die Hüfte gestützt. Er schaute in die Kamera. Mein Vater starrte mich an. Er lächelte mich an. Ein freundlicher, gutaussehender Mann mit dunklen Haaren, auf dem Schwarzweißfoto konnte ich dies jedoch nur vermuten. Der Mann, der mein Vater war, sah sehr elegant aus. Er trug einen Zweireiher oder Frack, ein weißes Hemd mit einem vornehmen Stehkragen, dazu eine weiße Weste und eine gleichfalls weiße Fliege. Auch an der Hose konnte man einen weißen Streifen erkennen. Die eine Hand steckte in einem Lederhandschuh, den anderen Handschuh hielt er in der Hand, die auf dem eisernen Geländer der Gangway lag. Auf der schwarzen Anzugjacke

Was haben sie dir versprochen? Ich will von dir hören, was ich ohnehin weiß, weil es hier drinsteht.

Er pochte mehrmals auf die geschlossene, dicke Akte und sagte, da ich ihm offenbar nichts erzählen wolle, er würde unser Gespräch vorerst und für heute beenden, um mir Zeit zu geben, darüber nachzudenken, ob ich meine Lage nicht mit etwas mehr Ehrlichkeit und Offenheit verbessern wolle.

Du kannst gehen, sagte er, aber wir sehen uns noch. Ich habe viel Zeit, Junge.

Bereits am zweiten Tag hatten sie ihre Akten vervollständigt und wussten genau, wer mein Vater war.

Ja, sagte der ältere Mann, der sich bei unserem ersten Gespräch als Sachbearbeiter der Abteilung Inneres vorgestellt hatte, ja, natürlich, dein Vater besaß das Vulcano-Werk, ich weiß. Wir wissen aber noch sehr viel mehr über deinen Vater. Willst du darüber nicht sprechen, Boggosch? Wieso heißt du eigentlich Boggosch? Dein richtiger Name ist doch Müller. Dein Vater ist Gerhard Müller.

Meine Mutter hat nach dem Krieg ihren Mädchennamen wieder angenommen, und mein Bruder und ich haben auch diesen Namen bekommen. Mutter wollte nichts mit ihrem früheren Ehemann zu tun haben.

Sie hat zwei Kinder von ihm. Das ist etwas mehr als nichts, denke ich. Willst du mir etwas über ihn erzählen, über deinen Vater?

Er ist tot.

Ja, er wurde zum Tode verurteilt und gehenkt. Was denkst du darüber? Wurde dein Vater zu Recht zum Tode verurteilt und aufgehängt?

Ich sah ihn an und schwieg. Er stand auf und lief hinkend um den Schreibtisch, sein rechtes Bein zog er nach.

Müller, sagte er, als er hinter mir stand, Gerhard Mül-

ler, einer der schlimmsten Kriegsverbrecher. Eine Bestie war er. Und du erzählst mir, du bist nicht auf die Oberschule gekommen, weil dein Vater vor dem Krieg eine Fabrik besessen hat. Nein, Boggosch. Weil dein Vater ein verurteilter Kriegsverbrecher ist, darum wollte man dich nicht. Und nun noch einmal, Boggosch: Wurde dein Vater zu Recht zum Tode verurteilt und aufgehängt, was meinst du?

Der Mann, der mein Vater war, wurde drei Monate vor meiner Geburt zum Tode verurteilt. Ich habe ihn nie gesehen und ich habe nichts mit ihm zu tun. Was ich über ihn weiß, habe ich von meiner Mutter erfahren und von den Leuten daheim, und nach all dem, was man mir erzählte, wurde er zu Recht verurteilt.

Na also, da kommen wir endlich ein Stück weiter. Und nun sag uns, warum du vor zwei Jahren abgehauen bist. Mit wem hast du dich in Frankreich getroffen? Alte Kameraden von Papa? Untergetauchte Nazis?

Er humpelte wieder zu seinem Stuhl hinter dem Schreibtisch, tupfte sein Auge trocken und starrte mich höhnisch an.

Ich habe Ihnen alles erzählt. Ich habe in Marseille für vier Widerstandskämpfer gearbeitet, für Leute der Résistance, die in deutschen Konzentrationslagern eingesperrt waren. Das waren keine Nazis, im Gegenteil. Als ich hier ankam, wurde auch mein Buch *Combat de coqs 22 juin* beschlagnahmt. Schauen Sie da nach. Da drinnen sind meine Freunde, für die habe ich gearbeitet. Emanuel Duprais, Maxime Leprêtre, Mathéo Nicolas, Gabriel Gasser, sie stehen alle in dem Buch drin. Sie waren in der Résistance, sie haben gegen die Nazis gekämpft. Gegen Leute wie Gerhard Müller, von dem es in dem Buch ein Foto gibt, da heißt er »Vulkan«.

Und diese Leute aus dem Widerstand, die wollten unbedingt den Sohn eines SS-Mannes als Übersetzer? Den Sohn eines der schlimmsten Nazibestien?

Ja, weil ich nichts mit ihm zu tun habe. Weil ich ihn nicht kenne. Weil ich ihn nie gesehen habe.

Schrei hier nicht rum, Junge. Damit verbesserst du deine Lage nicht.

Ich hatte nicht geschrien, aber ich war wohl laut geworden. Es brachte mich zur Verzweiflung, weil schon wieder mein gefürchteter, mein gehasster Vater vor mir stand und alles vernichtete, was ich mir aufzubauen suchte.

Entschuldigen Sie, ich weiß, dass mein Vater ein Kriegsverbrecher war, ich weiß es und es bedrückt mich. Was soll ich tun? Sagen Sie es mir bitte. Ich habe mit diesem Mann nichts zu tun und habe ihn nie gesehen. Meine Mutter hat sogar seinen Namen abgelegt und dafür gesorgt, dass auch mein Bruder und ich nicht diesen Namen tragen müssen. Aber seit meiner Schulzeit wird mir dieser Mann vorgehalten. Aber ich bin ein anderer, ich bin Konstantin Boggosch. Warum soll ich immerzu der Sohn von diesem Gerhard Müller sein? Ich bin es nicht. Dieser Mann ist hingerichtet worden, er wurde gehenkt, zu Recht, aber ich heiße Boggosch. Konstantin Boggosch. Und ich habe nichts mit ihm zu tun.

Nun, mein Junge, das ist eben nicht ganz wahr ...

Ich habe Ihnen die Wahrheit gesagt. Weil ich das Abitur machen wollte, nur darum bin ich abgehauen, aber ich bin auch gegangen, weil ich nicht alle naselang mit diesem SS-Mann Müller zusammengebracht werden wollte. Und ich dachte, in einem anderen Land, in einem Land, wo man noch nie etwas von ihm gehört hat, könnte ich endlich ich selbst sein und nicht immerzu nur der Sohn eines Verbrechers.

Er sah mich an, erwiderte aber nichts, sondern beugte sich über die Akte und begann zu schreiben. Er schrieb langsam, er schien mit dem Schreiben Mühe zu haben. Nach einer Zeit unterbrach er sich und sah auf.

Du kannst jetzt gehen, Boggosch. Ich habe im Moment keine Fragen, aber das heißt nicht, dass wir miteinander schon fertig sind. Das sind wir noch lange nicht, Boggosch.

Ich ging in mein Zimmer und legte mich auf das Bett. Nach dem Gespräch wurde ich zur Gartenarbeit erwartet, aber ich benötigte eine Ruhepause. Wieder war ich auf meinen Vater gestoßen, er war erneut aufgetaucht, um mich zu seinem Sohn zu machen. Zum Sohn des SS-Mannes, des Kriegsverbrechers, des Gehenkten. Ich war von zu Hause abgehauen, hatte Deutschland verlassen, hatte mich in Marseille verkrochen, aber nichts hatte geholfen, überall traf ich auf ihn, und wenige Tage nachdem ich zurückgekehrt war, zurückkehren musste, damit ich nicht auch noch für Emanuel zum Sohn des »Vulkans« wurde, erschien er schon wieder, um über mich zu bestimmen.

Es gab jeden Tag Gespräche oder vielmehr Verhöre. Mindestens zweimal am Tag hatte ich für eine halbe Stunde oder auch nur für zehn Minuten in einem Zimmer zu erscheinen und irgendwelche Fragen zu beantworten. Nach drei Tagen wiederholten sich alle Fragen, und ich erzählte unentwegt und jedem die gleiche Geschichte, sagte, dass ich nicht geflohen sei, sondern lediglich nach Frankreich gegangen war, um mein Französisch zu verbessern und das Abitur zu machen, was mir daheim verwehrt wurde, weil mein Vater früher eine Fabrik besessen hatte.

Der Mann mit den weißen Haaren und dem tränenden

Auge, der sich mir nicht vorgestellt hatte oder lediglich als Sachbearbeiter der Abteilung Inneres, hatte mich geduzt. Die Polizisten und die Beamten, die sich mir als Vertreter des Ministeriums des Inneren vorstellten, duzten mich alle, die Angestellten von Kreis und Bezirk dagegen sprachen mich durchwegs mit Sie an. Ich wusste nicht, was dieser Unterschied bedeutete, aber er erleichterte es mir, die Leute einzuordnen, bei denen ich zu erscheinen hatte, um ihre Fragen zu beantworten.

Wie in Marienfelde gab es auch hier einen Laufzettel, auf dem notiert war, wo man sich um welche Uhrzeit einzufinden hatte. Das Essen ähnelte gleichfalls dem vom Notaufnahmeflager in Westberlin, nur Gemüse und Obst unterschieden sich, mit Appetit war es nicht zu essen, nur mit Hunger. Selbst die Essenszeiten waren gleich, als hätten sich die Lagerleitungen abgesprochen. Auch hier gab es beständig Lautsprecheransagen, wir wurden schon frühmorgens von diesen Blechstimmen geweckt. Ich fragte mich, ob anderen Leuten die Ähnlichkeit aufgefallen war, denn ich war sicher, dass einige der Insassen, der Aufnahmeersuchenden, wie wir hier genannt wurden, irgendwann einmal in Marienfelde gewesen waren oder in einem anderen Lager in Westdeutschland, auch wenn ich keinen von ihnen wiedererkannte. Dass einer von ihnen mich ansprechen oder beim Heimleiter melden würde, befürchtete ich nicht, denn ich war zwei Jahre älter als damals und hatte mich so sehr verändert, dass selbst meine Mutter staunen würde.

Im Unterschied zu Marienfelde konnten und sollten wir in diesem Heim arbeiten. Als ich gefragt wurde, was ich tun könne, bot ich ihnen an, Übersetzungen für sie zu machen, aber dafür gab es keinen Bedarf, und so half ich im Garten, wo mir gesagt wurde, wie ich die Bäume